

A black and white photograph of Albert Schweitzer, an elderly man with white hair and a prominent white mustache. He is wearing a dark suit jacket over a white shirt and a dark bow tie. He is seated at a desk, leaning forward with his hands resting on an open notebook. He is holding a pen in his right hand, poised to write. The background is dark and out of focus, with some light sources visible. The title of the book is overlaid on the right side of the image in a yellow, serif font.

# Das Albert Schweitzer Lesebuch

beck<sup>ische</sup>  
reihe

DAS ALBERT SCHWEITZER  
LESEBUCH

*Herausgegeben  
von Harald Steffahn*

Verlag C. H. Beck

## Zum Buch

Albert Schweitzers humanitäres Engagement in einem afrikanischen Urwald-Krankenhaus und seine Lehre von der Ehrfurcht vor dem Leben sind gerade in Krisenzeiten wichtige ethische Orientierungspunkte. Harald Steffahn hat in diesem Lesebuch die wichtigsten und schönsten Texte des Friedensnobelpreisträgers und Bestsellerautors versammelt. Es ist chronologisch nach den Lebensstationen Albert Schweitzers angelegt, von der Jugend in Günsbach bis zu den letzten Jahren in Lambarene. Alle Themen seiner großen Werke sind hier vertreten: Theologie, Musik und Literatur, Kulturphilosophie, Ethik und Politik. Wie ein roter Faden durchziehen Schweitzers autobiographische Texte den Band. So ist eine eindrucksvolle Dokumentation zu Leben und Werk Albert Schweitzers entstanden.

## Über den Autor

*Albert Schweitzer*, 1875–1965, ist als Theologe, Philosoph, Musikwissenschaftler und Tropenarzt weltweit bekannt. 1952 wurde ihm für seine medizinische Tätigkeit in Afrika der Friedensnobelpreis verliehen.

## Über den Herausgeber

*Harald Steffahn*, geb. 1930, Historiker und Journalist, besuchte zweimal Lambarene und publizierte mehrere Bücher über Albert Schweitzer. Zuletzt erschien von ihm „Glanz und Elend der Deutschen“ (2006).

1. Auflage (Leinen). 1984
2. Auflage (Leinen). 1986
3. Auflage (Beck'sche Reihe). 1995
4. Auflage (Beck'sche Reihe). 2009

5. Auflage. 2011

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2084  
Umschlaggestaltung: malsyteufel, Willich  
Umschlagabbildung: Erica Anderson  
ISBN Buch 978 3 406 61913 7  
ISBN eBook 978 3 406 62338 7

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel  
sowie versandkostenfrei auf unserer Website

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de).

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere  
Informationen.

# INHALT

Einleitung 7

## KINDHEIT UND JUGEND

1875–1893

Günsbach 17

Mülhausen 35

Der nüchterne Idealismus 51

## WISSENSCHAFT, PREDIGTAMT, KUNST

1893–1913

Studienjahre 59

Jesus, Bach und Orgelbau 74

## BLICK NACH AFRIKA

1904–1913

Die Entscheidung 90

«... Ringen mit der Müdigkeit» 110

## DAS SPITAL IM URWALD

1913–1917

Der weiße Fetischmann 131

Die Vorstellung vom «älteren Bruder» 153

Die Ehrfurcht vor dem Leben 171

## RESIGNATION UND ERMUTIGUNG

1918–1923

- Heimkehr ins Tal 193  
Das große Bekenntnis 206  
Der Ruf aus Schweden 227

## NEUBEGINN IN LAMBARENE

1924–1927

- Die ersten Gehilfen kommen 246  
Hungersnot 265  
Der kühne Entschluß 280

## AUSBAU UND FESTIGUNG

1927–1939

- Goethe und Paulus 293  
Vertrauen in Geist und Denken 310  
«... endlich fertig sein» 326

## DIE BÜRDE DER HOHEN JAHRE

1939–1965

- Lambarene wird Kampfgebiet 351  
Der «idyllische» Atomkrieg 370  
«... daß ich zu euch gehöre» 391

- Anmerkungen 397  
Zeittafel 399  
Quellennachweise 405

## EINLEITUNG

«Er hat uns die Gründe wohl gesagt, aber verstanden haben wir ihn nicht ganz . . . Wir ahnten indes, daß es Berufung im höchsten Sinne war, gegen die es keine Einwendungen gibt.» Elly Heuss-Knapp schreibt dies über Albert Schweitzer in ihren Erinnerungen. Wie der erfolgreiche Wissenschaftler und Musiker in der Großstadtzivilisation von Straßburg und Paris sich 1904 zum Dienstberuf im äquatorialen Westafrika entschloß – dieser innere Lebensruf war, in Anlehnung an einen Ausdruck von Stefan Zweig, eine Sternstunde in der Geschichte des Humanen. Während der Privatdozent der evangelisch-neutestamentlichen Theologie, der Prediger und Organist zwei vieldiskutierte Bücher über die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung und über Johann Sebastian Bach veröffentlicht und regelmäßig in den Konzerten der Pariser Bach-Gesellschaft den Orgelpart übernimmt, studiert er zugleich in Straßburg Medizin, um in einigen Jahren als Arzt in den französischen Kongo zu gehen und die Not der kranken Afrikaner zu lindern. Aus dieser Absicht wird er seine heimische Laufbahn abbrechen.

Der Dekan der medizinischen Fakultät, bei dem der schon 30jährige sich zum Studium anmeldete, betrachtete den Fall nüchterner als die Freundin Elly. Schweitzer: «Er hätte mich am liebsten seinem Kollegen von der Psychiatrie überwiesen.» Genau ein halbes Jahrhundert nach dem Entschluß, das menschliche Dienen über das Glück der weiteren wissenschaftlichen und künstlerischen Verwirklichung zu stellen, nahm der «Urwalddoktor» den Friedensnobelpreis in Oslo entgegen.

Er selber beschreibt eindrucksvoller, als jedes nachzeichnende Bemühen es könnte, wie er unter dem Verzicht gelitten, wie er im selben Maße das Helfenkönnen als immer neue Gnade erfahren habe; wie ihm zugleich auf andere Weise das Opfer ausgeglichen wurde durch – vorher nicht erahnte – Vertiefung seiner Orgelkunst in der urweltlichen Abgeschiedenheit und wie allein unter der Voraussetzung dieser Weltferne das ethische Prinzip der «Ehrfurcht vor dem Leben» gefunden werden konnte.

Er hat aber auch bescheiden der Größe seines Tuns alles Modellhafte, Exemplarische abgesprochen und den Vorbehalt strenger Selbstprüfung vor ähnliche Entschlüsse gerückt; nur ganz besondere Umstände dürften maßgebend sein, das Außergewöhnliche, Aus-der-Bahn-Werfende an die Stelle des vorgegebenen Normalen zu setzen. Nie verlor er aus dem Blick, wieviel Schicksalsgunst sich dem guten Willen zugesellen mußte, damit das Vorhaben gelingen konnte.

Dennoch wird der Leser solcher Bekenntnisse und Warnungen nicht einfach entlassen mit dem Hinweis darauf, seelische Zwänge wie jene seien eben unübertragbar. Niemand sucht folgenlos nähere Bekanntschaft mit diesem Sproß eines elsässischen Schulmeistergeschlechts, der in seinen Schriften immer auch Pädagoge ist. Unaufdringlich, doch bestimmt lenkt er das Bewußtsein auf das «Nebenamt», in welchem jeder etwas von sich als Mensch abgeben könne und müsse. Auch dies soll er uns selber erklären; man kann's nicht besser.

Dies will als Lob auf den Schriftsteller Schweitzer verstanden sein. Immer bezieht das geschriebene Wort bei ihm Kraft und Überzeugung aus der Einheit von Denken und Tat. Jede Zeile über das Mitleiden, die Barmherzigkeit, das Opfer, das Glück und seinen Preis im Leben, die Beistandspflicht gegenüber dem Schwächeren, vor allem der Kreatur, ist im Feuer der eigenen Bewährung gehärtet

beziehungsweise läßt – wenn vorher verfaßt – erkennen, daß der Weg dieser Bewährung schon vor Augen liegt. Das macht Schweitzer so glaubwürdig. Leben und Lehre durchwirken einander; er erprobt seine Forderungen, er lehrt seine Praxis. Der Prediger, der 1905 den Kolonialismus als ausbeuterisch anprangert, mit dem Ausspruch, daß für jeden, der draußen sündigt, einer hinausgehen müsse, der hilft und heilt – er ist bereits innerlich im Aufbruch begriffen, hat sich entschieden, eben dies zu tun; der Kulturphilosoph, der 1915 die «Ehrfurcht vor dem Leben» als Grundgesetz des Sittlichen entdeckt und dann philosophisch begründet, hat Jahre vorher das Urwaldspital als Symbol dieser seiner Gedanken aufgebaut; das Verlangen an jeden, sich ein «Nebenamt» schlichten Menschentums zu schaffen, ist beglaubigt von dem eigenen Lebensopfer des Berufsabbruchs mitten im Genuß der Erfüllung und des Erfolgs.

Es wäre ein Irrtum, hieraus abzuleiten, Schweitzers Selbstzeugnisse schritten alle im Panzer tiefster und asketischer Dienstgesinnung. Welche Frische allein in den Rückblicken auf die Kindheit und Jugend! Kundgebungen wohl eines früherwachten Gewissens sind es, aber Erlebnisse zugleich, voller Gärungen und Anpassungsmühen des Wachstums, in denen jeder sich wiedererkennt. Die anderen autobiographischen Stücke sind vom nämlichen Geist. Kein Irrtum wird unterschlagen, keine Gelegenheit für eine selbstironisierende Pointe ausgelassen; der Leser erhält Einblick in alle Quittungen für das bezahlte Lehrgeld. Den elsässischen Pfarrerssohn («Ich bin zu einem Drittel Arzt, zu einem Drittel Professor und zu einem Drittel Baumeister – dazu kommt ein Schuß wilder Mann») auf seinem Lebensweg zu begleiten ist eine gewinnreiche Wanderschaft. Unverbraucht und alterslos stehen diese Selbstdarstellungen in ihrer Kernsubstanz da, vielseitig, kompetent, erlebnisintensiv, aber gänzlich unsentimental, idealistisch, doch absolut nüchtern. Nur der Idealismus, der sich nicht über die Welt täuscht und

ihr dennoch nicht resignierend erliegt, hat Bestand und bleibt vorbildhaft.

Dieser Meister des Einfachen und Allgemeinverständlichen (sogar in den meisten seiner Fachschriften) ist nicht das, was man einen glänzenden Stilisten nennt. Indes, damit ist wenig gesagt. Wenn das Grundsolide und Feste seiner menschlichen Erscheinung sich in einem Satzbau strenger Relativsatzanschlüsse und mitunter altfränkischer Ausdrucksweise spiegelt, so kompensieren die bildhafte Sprache, Humor und Wärme den Eindruck des Schwerblütigen. Zudem gewinnt die Darstellung an den eigenen Schicksalskreuzungen eine Einprägsamkeit und Leuchtkraft, die unvergeßlich sein kann, etwa das «Finden Afrikas» 1904 (geschrieben 1931), die Missionspredigt von 1905, die Schlußabschnitte der Jesus-Forschung 1913 und der Kindheitserinnerungen 1924 (jeweils unmittelbar vor der Ausreise nach Afrika), die Schilderung vom Auffinden des Ethik-Prinzips 1915 (geschrieben 1931) und der Epilog in diesem selben Buch («Aus meinem Leben und Denken»).

Das meiste Selbstkundliche entstand in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts und etwas darüber hinaus, zwischen dem 46. und 57. Lebensjahr. Gemessen an der Aussagekraft dieser Schriften, deren Wirkung um so erstaunlicher ist, als sie teilweise unter abenteuerlichen Umständen des Arbeitsdrucks und der Unruhe geschaffen wurden – gemessen daran bieten die «Briefe aus dem Lambarene-Spital 1930–1954» bei allem Lesenswerten nicht mehr die Geschlossenheit der älteren Erzählstücke, auch wird der Berichtsstil spröder gegenüber den prallen Gemälden von früher. Das erste hat seinen Grund darin, daß Schweitzers Aufenthalte in Lambarene, seit genügend Ärzte ihm beistanden, häufiger mit Europareisen zum Teil längerer Dauer wechselten (abgesehen vom zweiten Weltkrieg), das zweite, weil immer mehr überbürdende Pflichten – nicht zuletzt durch den Ruhm, von dem er völlig schweigt – die hohen Jahre drückend belasteten.

Der Herausgeber eines anthologischen Schweitzer-Buches, eines Sammelbandes aus der vieltausendseitigen publizierten Hinterlassenschaft, muß vieles Wertvolle beiseite lassen, erreicht freilich im Ausgleich dazu unschwer die Wirkung eines dauerhaften Lesevergnügens, bei dem das Beste durch Verdichten noch enger aneinanderrückt. Die Frage ist nicht schwierig, mit welchen Druckbuchstaben sein Lebensweg zu pflastern sei. Schweitzer war so hilfreich, eine Anzahl Selbstdarstellungen zu verfassen, teils «aus einem Guß» gestaltet, teils in Form von periodisch geschriebenen Tätigkeitsberichten. Zur ersten Gruppe gehören «Aus meiner Kindheit und Jugendzeit» (1924) und «Aus meinem Leben und Denken» (1931), zur zweiten die «Mitteilungen aus Lambarene 1913–1914», die eine wesentliche Quelle für das Buch «Zwischen Wasser und Urwald» (1920) bildeten, die «Briefe aus Lambarene 1924–1927» und die «Briefe aus dem Lambarene-Spital 1930–1954». Aus alledem ist viel entnommen worden. Einige Privatbriefe an wichtigen Lebensenschnitten, eine Reihe Predigten, Erzählungen aus Afrika, die erste Rede über Goethe ergänzen die Auswahl zur autobiographischen Seite hin.

Hinter dem reichhaltigen lebenskundlichen Fundgut stehen Schweitzers Fachpublikationen und populärwissenschaftliche Schriften an Umfang nicht zurück. Ein «Lesebuch» muß sich damit begnügen, hierin Einblicke zu vermitteln, ohne zu sehr ins Fachspezifische einzutauchen. Das gilt sowohl für die Jesus- und die Paulus-Forschung (1913, 1930) als auch für «Kultur und Ethik» (1923). Kerngedanken des Bach-Buches (1908) wurden nicht diesem selber, sondern der Kurzfassung in «Leben und Denken» entnommen. «Die Weltanschauung der indischen Denker» (1935) blieb unberücksichtigt, weil Schweitzers Grundauffassungen über asiatische Weltanschauung bereits in den Ausschnitten aus seinen Vorträgen über «Das Christentum und die Weltreligionen» von 1922 hervortreten.

Eine Sonderkategorie bilden die Appelle gegen die Atomgefahren («Friede oder Atomkrieg») 1958. Der über Achtzigjährige hatte sich noch in die schwierige Materie eingearbeitet, um sachkundig warnen zu können. Er war gedrängt worden, seine Autorität als Friedensnobelpreisträger vernunftstiftend einzusetzen. Die Aufrufe, für eine breite Öffentlichkeit gedacht, sind allgemeinverständlich gehalten, ebenso der Aufsatz von 1963, nach dem Moskauer Abkommen über die Beendigung der oberirdischen Versuchsexplosionen: «Der Weg des Friedens heute». Damals war der große Humanist 88 Jahre alt. Sein ganzes letztes Lebensjahrzehnt – er starb mit neunzig Jahren – war belastet von der Sorge um die Zukunft der Menschheit, um ihr Überleben.

Alles Streichen, alles Weglassen ist subjektiv; jeder wird hier im einzelnen anders verfahren. Bedingung bleibt, ein Lebensbild entstehen zu lassen, das die Gewichte möglichst so verteilt, daß jener, dem das Bemühen gilt, mutmaßlich zufrieden wäre. Schweitzer muß in der Vielheit seiner Wesensäußerungen und Schaffensbereiche hervortreten, muß an den dramatischen Wendepunkten nachzuerleben sein, und aber vor allem ausführlich mitteilen dürfen, was ihm aus der Sicht der zweiten Lebenshälfte und besonders des Alters als das Wichtigste erschien. Das war Lambarene, das war die «Ehrfurcht vor dem Leben», beides untrennbar verwoben. Seinen Weg nach Afrika brachte der 86jährige im Gespräch auf die diskussionslos knappe Formel: «Ich mußte es ja tun.»

Zur inneren Wahrheit des Ganzen gehört, die Anschauungen des Spitalgründers auch dort sprechen zu lassen, wo sie aus heutigem politischem Wandel unbecquem oder gar anachronistisch erscheinen. Jeder Kenner weiß, daß damit die Vorstellung vom «älteren Bruder» gemeint ist, als welchen Schweitzer sich gegenüber seinen schwarzen Schutzbefohlenen stets verstand. Wer ohne Vorurteil auf sich wirken läßt, was er über Gründung, Neubau und Ausbau Lambarenes im Kontext mit dem

Sozialverhalten der Stämme jener Urwaldregion liest, wird zugestehen, daß der weiße Doktor in der gegebenen Lage kaum zu anderen Urteilen gelangen konnte; traf er doch auf eine Mentalität, die – bei vielfach lebenswürdigen Naturanlagen – zivilisatorisch urtümlich, archaisch war.

Bei genauem Hinschauen hatte sich die Anschauung auch nicht gewandelt, als er Ende 1951 im Vorwort für die französische Ausgabe von «Wasser und Urwald» schrieb, wir müßten uns darein finden, uns nicht mehr als die älteren Brüder zu fühlen und nicht mehr als solche zu handeln. So habe der Zeitgeist entschieden. Einen Absatz weiter bedauert er die Preisgabe des patriarchalischen Prinzips – immer aus der Sicht seiner täglichen Erfahrungen, die eben andere waren als in fortgeschritteneren Regionen Afrikas. Wer ihn in den letzten Lebensjahren auf dem Bauplatz im Spital erlebte, wie Faust am Meeresufer Land gewinnend, dem Wohnen nutzbar machend, fand in ihm unverändert den Patriarchen wie eh und je – und jeder seiner schwarzen Mitarbeiter und Patienten respektierte ihn bedingungslos. Das aber war nur möglich, weil sie erkannten, daß er ebenso bedingungslos für sie da war und sein Leben bis in die höchsten Tage im Dienst für sie verbrauchte. Eine seiner letzten öffentlichen Äußerungen, am Tage des Goldenen Afrika-Jubiläums im April 1963, brachte diese Haltung unzweideutig zum Ausdruck! «. . . daß ich zu euch gehöre bis zu meinem letzten Atemzuge». Wer die mitunter scheltende Stimme des Alten von Lambarene noch im Ohr hat, weiß auch, daß er die liebte, die er schalt. In seinen Schriften bekennt er die Zuneigung oft.

Bei der Frage, ob die Textauswahl systematisch oder chronologisch angelegt sein sollte, fiel die Entscheidung nicht schwer. Systematik, gewiß, gewährleistet bei einem weitgespannten Geist wie Schweitzer den klareren Überblick über die Fachgebiete, läßt mich, den Leser, ihn leichter in Schubfächer katalogisieren, nach Sachgebieten

einordnen. Wir gehen aber meistens nicht mit dem Blick des Spezialisten an ein Buch dieser Art, sondern mit dem Interesse am Menschen Albert Schweitzer. Und den wollen wir wachsen und sich entwickeln sehen, wobei sich ja auch in seinem originalen Daseinsablauf die Fachbereiche nicht säuberlich voneinander schieden. In gedrängter Dichte standen sie beieinander in mitunter täglichem, ja stündlichem Wechsel. Goethe war auch nicht heute der Zeichner, morgen der Finanzminister seines Fürstentums, ein andermal der Lyriker oder Anatom, sondern mitunter alles zugleich und nebeneinander. In der Fähigkeit, ohne Übergangsschwierigkeiten in ihren verschiedensten Tätigkeits- und Begabungsrichtungen augenblicklich präsent und konzentriert zu sein, und das in dauerndem Wechsel, darin ähnelten Schweitzer und der ihm «existentiell» verwandte und von ihm tief verehrte Weimarer einander auffallend.

Die nachfolgenden Texte wollen in ihrer Anlage und Aufeinanderfolge ein Stufenbild von Schweitzers Leben bieten, wobei sie logisch nach dem Erlebens- und Geschehenszeitraum eingeordnet sind (soweit Ereignis und Druck zeitlich differieren). «Aus meiner Kindheit und Jugendzeit» wurde 1924 von dem 49jährigen veröffentlicht; hier aber stehen die Kindheitsrückblicke am Anfang. «Aus meinem Leben und Denken» wurde 1931 abgeschlossen und gedruckt; hier wird der Inhalt über die ganze Strecke vom Beginn des Studiums 1893 bis 1931 verteilt. «Zwischen Wasser und Urwald» entstand 1920; die Schilderung der ersten Afrikajahre 1913–1917 kann aber darauf nicht warten. Die «Straßburger Predigten» erschienen erst 1966, ein Jahr nach dem Tode; Stücke daraus lesen wir aber schon an den Lebensstationen 1905, 1907, 1919. Lebenschronologie also, nicht Druckchronologie ist das Prinzip.

Wir folgen einem berühmten Lebensgang vom letzten Viertel des 19. Jahrhunderts über zwei Drittel des zwanzigsten hin, vom sterbensschwachen Säugling bis zum

robusten Greis, der 1963 bekennt: «Mit 88 Jahren darf ich noch in der schönen Arbeit stehen. Wem ist solches verliehen gewesen?» Das ist der demutvolle Christ, der als 56jähriger vorausschauend zu jedem Verzicht bereit gewesen war, wenn er ihm auferlegt werden würde, der fröhliche Weltbürger zugleich, der eines Tages in höheren Jahren augenzwinkernd verkündet hatte: «Ich habe beschlossen, neunzig zu werden.» Die Zeitspanne wurde gewährt, der Vertrag mit der Ewigkeit bis dahin verlängert.

Die weltweite Verehrung und Popularität im Alter rief naturgesetzlich Kritik und Anfeindung herauf. Nach der großen Zäsur von 1965 wurde es stiller um Albert Schweitzer, freilich nicht still bis zum Vergessen. Zuviel an ethischen Energien hatte er ausgestrahlt, als daß sie nicht weiterhin die Atmosphäre erfüllen mußten. In demoskopischen Umfragen der folgenden Jahrzehnte stand sein Name beharrlich an der Spitze der großen Vorbilder oder ganz vorn unter ihnen. Zunehmend werden wir alle gewahr, daß Sehnsucht nach der Humanität im Wachsen begriffen ist. Das Buch möchte hilfreich sein, uns eine ihrer großen Verkörperungen erneut vor Augen zu führen.

Harald Steffahn



# KINDHEIT UND JUGEND

1875–1893

## Günsbach

Ich wurde am 14. Januar 1875 in dem Städtchen Kaysersberg im Oberelsaß geboren, in dem Häuschen mit dem Türmchen links am oberen Ausgang des Ortes. Mein Vater bewohnte es als Pfarrverweser und als Lehrer der kleinen evangelischen Gemeinde des zum größten Teile katholischen Ortes. Seitdem das Elsaß französisch geworden ist, ist die kleine Pfarrei eingegangen. In dem Häuschen mit dem Türmchen ist nun die Gendarmerie untergebracht. Ich folgte als das zweite Kind auf eine um ein Jahr ältere Schwester.

Nach diesem Kaysersberg ist der berühmte mittelalterliche Prediger Geiler von Kaysersberg (1445–1510), der am Straßburger Münster predigte, benannt. In Schaffhausen in der Schweiz geboren, wuchs er nach dem Tode seines Vaters in Kaysersberg bei seinem Großvater auf. Das Jahr 1875 war ein ausgezeichnetes Weinjahr. Als Knabe habe ich mir sehr viel darauf eingebildet, in der Stadt Geilers von Kaysersberg und in einem berühmten Weinjahr geboren zu sein.

Ein halbes Jahr nach meiner Geburt siedelte mein Vater als Pfarrer nach Günsbach im Münstertal über. Meine Mutter war eine Münstertälerin. Sie war die Tochter des Pfarrers Schillinger zu Mühlbach, hinten im Tal.

Als wir nach Günsbach kamen, war ich ein sehr schwächliches Kind. Bei der Installation meines Vaters hatte mich meine Mutter, so schön sie es nur konnte, in einem weißen Kleidchen mit farbigen Bändern herausgeputzt. Aber keine der zur Feier gekommenen Pfarr-

frauen der Umgebung wagte, ihr ein Kompliment über das magere Kindchen mit dem gelben Gesichtchen zu machen. Alle ergingen sie sich in verlegenen Redensarten. Da konnte sich meine Mutter – sie hat es mir oft erzählt – nicht mehr beherrschen. Sie flüchtete mit mir in das Schlafzimmer und weinte heiße Tränen über mir. Einmal hielt man mich gar für tot. Aber die Milch der Kuh des Nachbars Leopold und die gute Luft Günsbachs taten Wunder an mir. Vom zweiten Jahre an gesundete ich und wurde ein kräftiger Knabe.

Im Pfarrhause von Günsbach verlebte ich mit drei Schwestern und einem Bruder eine schöne Kindheit. Ein sechstes Kind, ein Mädchen, Emma genannt, wurde meinen Eltern durch einen frühen Tod entrissen.

Meine erste Erinnerung ist der Teufel. Mit drei oder vier Jahren durfte ich schon alle Sonntage mit in die Kirche. Ich freute mich die ganze Woche darauf. Noch fühle ich auf meinen Lippen die Zwirnhandschuhe unserer Magd, die mir die Hand auf den Mund legte, wenn ich gähnte oder zu laut mitsang. Jeden Sonntag nun erlebte ich es, daß aus blitzendem Rahmen oben seitwärts von der Orgel herunter ein zottiges Antlitz sich hin und her wendend in die Kirche herunterschaute. Es war sichtbar, solange die Orgel spielte und der Gesang dauerte, verschwand, sobald mein Vater am Altar betete, kam wieder, sowie wieder gespielt und gesungen wurde, verschwand wieder, sobald mein Vater predigte, um nachher zu Gesang und Orgelspiel noch einmal zu erscheinen. «Dies ist der Teufel, der in die Kirche hereinschaut», sagte ich mir. «Wenn dein Vater mit dem Worte Gottes anfängt, muß er sich davonmachen.» Diese allsonntäglich erlebte Theologie gab den bestimmenden Ton in meiner kindlichen Frömmigkeit an. Erst viel später, als ich schon längere Zeit in die Schule ging, wurde mir klar, daß das zottige Antlitz, das so merkwürdig kam und verschwand, dem Vater Iltis, dem Organisten, angehörte und in dem Spiegel erschien, der an der Orgel befestigt war, um den Organisten schauen zu lassen,

wann mein Vater an den Altar oder auf die Kanzel trat . . .

Auf die Schulzeit habe ich mich nicht gefreut. Als mein Vater mir an einem schönen Oktobertage zum ersten Male die Schiefertafel unter den Arm gab und mich zur Lehrerin führte, weinte ich den ganzen Weg lang. Ich ahnte, daß es mit dem Träumen und der herrlichen Freiheit zu Ende sei.

Auch später hat sich mein Ahnen nie von dem schönen Schein, in dem sich das Neue darbot, blenden lassen. Immer bin ich ohne Illusionen in das Unbekannte hineingestiegen.

Einen großen Eindruck machte mir die erste Visitation des Schulinspektors, und zwar nicht nur deswegen, weil die Lehrerin vor Aufregung mit den Händen zitterte, als sie ihm das Klassenbuch reichte, und der Vater Iltis, der sonst so streng aussah, in einem fort lächelte und sich verbeugte. Nein, was mich so bewegte, war, daß ich zum ersten Male einen Mann von Angesicht sah, der ein Buch geschrieben hatte. Sein Name – er hieß Steinert – war es, der auf dem grünen Lesebuch der Mittelstufe und auf dem gelben Lesebuch der Oberstufe stand. Und nun hatte ich den Schreiber dieser zwei Bücher, die für mich gleich nach der Bibel kamen, leibhaftig vor mir. Sein Aussehen war nicht imposant. Er war klein, hatte einen Kahlkopf, eine rote Nase, ein dickes Bäuchlein und stak in einem grauen Anzug. Für mich aber war er von einem Glorienschein umflossen, denn es war eben der Mann, der ein Buch geschrieben hatte. Es schien mir unfaßlich, daß die Lehrerin und der Lehrer mit ihm wie mit einem gewöhnlichen Menschen redeten.

Auf das erste Zusammentreffen mit einem Bücherschreiber folgte bald ein zweites, noch größeres Erlebnis. Ein Jude aus einem Nachbardorfe, Mausche genannt, der Vieh- und Länderhandel trieb, kam mit seinem Eselskarren zuweilen durch Günsbach. Da bei uns damals

keine Juden wohnten, war dies jedesmal ein Ereignis für die Dorfjungen. Sie liefen ihm nach und verspotteten ihn. Um zu bekunden, daß ich anfang, mich als erwachsen zu fühlen, konnte ich nicht anders, als eines Tages auch mitzumachen, obwohl ich eigentlich nicht verstand, was das sollte. So lief ich mit den andern hinter ihm und seinem Esel her und schrie wie sie «Mausche! Mausche!» Die Mutigsten falteten den Zipfel ihrer Schürze oder ihrer Jacke zu einem Schweinsohr zusammen und sprangen damit bis nahe an ihn heran. So verfolgten wir ihn vors Dorf hinaus bis an die Brücke. Mausche aber, mit seinen Sommersprossen und dem grauen Bart, ging so gelassen fürbaß wie sein Esel. Nur manchmal drehte er sich um und lächelte verlegen und gütig zu uns zurück. Dieses Lächeln überwältigte mich. Von Mausche habe ich zum ersten Male gelernt, was es heißt, in Verfolgung stilleschweigen. Er ist ein großer Erzieher für mich geworden. Von da an grüßte ich ihn ehrerbietig. Später, als Gymnasiast, nahm ich die Gewohnheit an, ihm die Hand zu geben und ein Stückchen Wegs mit ihm zu gehen. Aber nie hat er erfahren, was er für mich bedeutete. Es ging das Gerücht, er sei ein Wucherer und Güterzerstückler. Ich habe es nie nachgeprüft. Für mich ist er der Mausche mit dem verzeihenden Lächeln geblieben, der mich noch heute zur Geduld zwingt, wo ich zürnen und toben möchte.

Ich war nicht händelsüchtig. Aber ich liebte, in freundschaftlichem Raufen meine Körperkräfte mit andern zu messen. Eines Tages, auf dem Nachhausewege von der Schule, rang ich mit Georg Nitschelm – er ruht nun schon unter der Erde –, der größer war und für stärker galt als ich, und bezwang ihn. Als er unter mir lag, stieß er hervor: «Ja, wenn ich alle Woche zweimal Fleischsuppe zu essen bekäme wie du, da wäre ich auch so stark wie du!» Erschrocken über dieses Ende des Spiels, wankte ich nach Hause. Georg Nitschelm hatte mit böser Deutlichkeit ausgesprochen, was ich bei anderen Gelegenheiten schon zu

fühlen bekommen hatte. Die Dorfknaben ließen mich nicht ganz als einen der Ihrigen gelten. Ich war für sie der, der es besser hatte als sie, das Pfarrerssöhnle, das Herrenbüble. Ich litt darunter, denn ich wollte nichts anderes sein und es nicht besser haben als sie. Die Fleischsuppe wurde mir zum Ekel. Sowie sie auf dem Tisch dampfte, hörte ich Georg Nitschelms Stimme.

Nun wachte ich ängstlich darüber, mich in nichts von den andern zu unterscheiden. Auf den Winter hatte ich einen Mantel bekommen, aus einem alten meines Vaters gemacht. Aber kein Dorfknabe trug einen Mantel. Als der Schneider mir ihn anprobierte und gar noch sagte: «Potttausend, Albert, jetzt bist du bald ein Monsieur!», verbiß ich mit Mühe die Tränen. Am Tage aber, wo ich ihn zum ersten Mal anziehen sollte – es war an einem Sonntagmorgen zur Kirche –, weigerte ich mich. Es gab einen üblen Auftritt. Mein Vater verabreichte mir eine Ohrfeige. Es half nichts. Man mußte mich ohne Mantel zur Kirche mitnehmen.

Jedesmal nun, wenn ich den Mantel anziehen sollte, gab es dieselbe Geschichte. Was habe ich wegen dieses Kleidungsstückes Schläge bekommen! Aber ich blieb standhaft.

In demselben Winter nahm mich meine Mutter mit nach Straßburg, einen alten Verwandten zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit wollte sie mir eine Kappe kaufen. In einem schönen Laden probierte man mir etliche auf. Zuletzt einigten sich meine Mutter und die Verkäuferin auf eine schöne Matrosenmütze, die ich gleich aufbehalten sollte. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Mütze war für mich unannehmbar, denn kein Dorfknabe trug eine Matrosenmütze. Als man in mich drang, diese Mütze oder ein anderes von den aufprobierten Dingen zu nehmen, führte ich mich so auf, daß der ganze Laden zusammenlief. «Ja, was willst du denn für eine Kappe, du dummer Bub?» fuhr mich die Verkäuferin an. «Ich will keine von euren neumodischen, ich will eine,

wie sie die Dorfknaben tragen.» Also sandte man ein Ladenfräulein aus, die mir dann aus den Ladenhütern eine braune Kappe brachte, die man über die Ohren herunterklappen konnte. Freudestrahlend setzte ich sie auf, während meine arme Mutter ein paar schöne Bemerkungen und höhnische Blicke für ihren Tölpel einheimste.

Ich litt darunter, daß sie sich meinetwegen vor den Stadtleuten schämen mußte. Aber sie schalt mich nicht, als ahnte sie, daß etwas Ernstes dahinterstecke.

Dieser schwere Kampf dauerte so lange, als ich auf der Dorfschule war, und verbitterte nicht nur mir, sondern auch meinem Vater das Leben. Ich wollte nur Fausthandschuhe tragen, denn die Dorfjungen trugen keine andern. An Wochentagen wollte ich nur in Holzschuhen gehen, denn sie hatten die Lederschuhe auch nur am Sonntag an. Jeder Besuch, der kam, fachte den Konflikt aufs neue an, denn da sollte ich mich in «standesgemäßer» Kleidung präsentieren. Im Hause selbst machte ich alle Konzessionen. Aber sowie es sich darum handelte, als Herrenbüble gekleidet mit dem Besuch auch spazierenzugehen, war ich wieder der unausstehliche Kerl, der seinen Vater erzürnte, und der mutige Held, der Ohrfeigen hinnahm und sich in den Keller sperren ließ. Und ich litt schwer darunter, gegen meine Eltern widerspenstig zu sein. Meine Schwester Luise, die ein Jahr älter war als ich, hatte Verständnis für das, was ich durchmachte, und war rührend für mich.

Die Dorfknaben wußten nicht, was ich ihretwegen ausstand. Sie nahmen alle meine Anstrengungen, in nichts anders zu sein als sie, gelassen hin . . . um mich dann, beim geringsten Zwist, mit dem furchtbaren Wort «Herrenbüble» zu verwunden.

Gleich in meiner ersten Schulzeit mußte ich mit einem der schwersten Erlebnisse, die die Schule des Lebens für uns bereithält, fertig werden. Ein Freund verriet mich. Dies ging so zu. Als ich zum erstenmal das Wort «Krüppel»

hörte, wußte ich nicht recht, was mir darunter vorstellen. Er erschien mir geeignet, einem besonders starken Mißfallen Ausdruck zu geben. Als solches eignete ich es mir an. Die neu gekommene Lehrerin, Fräulein Goguel, hatte meine Gunst noch nicht erworben. Also wurde sie mit dem geheimnisvollen Worte bedacht. Darum, als ich mit meinem liebsten Kameraden die Kühe hütete, vertraute ich ihm mit geheimnisvoller Miene an: «Das Fräulein ist ein Krüppel. Aber du sagst es niemand.» Er versprach es.

Kurze Zeit darauf hatten wir auf dem Wege zur Schule einen Disput miteinander. Auf der Treppe raunte er mir dann zu: «Gut, jetzt sag ich aber dem Fräulein, daß du es Krüppel geheißten hast.» Ich nahm die Drohung nicht ernst, denn ich hielt solchen Verrat nicht für möglich. In der Pause aber ging er wirklich ans Pult und meldete: «Fräulein, der Albert hat gesagt, daß du ein Krüppel bist.» Die Sache hatte keine Folgen, denn die Lehrerin verstand nicht, was die Anzeige bedeuten sollte. Ich aber konnte das Schreckliche nicht fassen. Das erste Erleben von Verrat schlug alles in Scherben, was ich bisher vom Leben gedacht und erwartet hatte. Ich brauchte Wochen, bis ich mich damit abgefunden hatte. Nun war ich wissend geworden über das Leben. Ich trug die bittere Wunde an mir, die es uns allen schlägt und die es durch immer neue Streiche offenhält. Von den Streichen, die ich seitdem empfangen habe, waren manche schwerer als der erste. Aber so geschmerzt wie jener hat keiner.

Schon vor meiner Schulzeit hatte mein Vater begonnen, mich auf einem alten Tafelklavier in Musik zu unterrichten. Von Noten spielte ich nicht viel ab. Meine Freude war, zu improvisieren und Lieder und Choralmelodien mit selbst erfundener Begleitung wiederzugeben. Als nun in der Gesangstunde die Lehrerin fortgesetzt den Choral Note für Note ohne Begleitung anschlug, empfand ich dies als nicht schön und frug sie in der Pause, warum sie ihn nicht richtig mit Begleitung spiele. Im Eifer setzte ich mich

an das Harmonium und spielte ihr ihn schlecht und recht mehrstimmig aus dem Kopfe vor. Da wurde sie sehr freundlich zu mir und schaute mich merkwürdig an. Aber selber tippte sie den Choral auch weiterhin immer nur mit einem Finger. Da ging mir auf, daß ich etwas konnte, was sie nicht konnte, und ich schämte mich, ihr mein Können, das ich für etwas ganz Selbstverständliches angesehen hatte, vorgemacht zu haben.

Im übrigen war ich ein stiller und verträumter Schüler, der Lesen und Schreiben nicht ohne Mühe erlernte . . .

Als ich acht Jahre alt war, gab mir mein Vater, auf mein Bitten, ein Neues Testament, in dem ich eifrig las. Zu den Geschichten, die mich am meisten beschäftigten, gehörte die von den Weisen aus dem Morgenland. Was haben die Eltern Jesu mit dem Gold und den Kostbarkeiten gemacht, die sie von diesen Männern bekamen? fragte ich mich. Wie konnten sie nachher wieder arm sein?

Ganz unbegreiflich war mir, daß die Weisen aus dem Morgenland sich später um das Jesuskind gar nicht mehr bekümmerten. Auch daß von den Hirten zu Bethlehem nicht erzählt wird, sie seien nachher Jünger Jesu geworden, gab mir schweren Anstoß.

Im zweiten Schuljahr hatten wir zweimal wöchentlich Schönschreibstunde beim Lehrer, der gerade vorher mit den Großen Singstunde abhielt. Da kam es vor, daß wir zu früh aus der kleinen Schule herübergekommen waren und vor dem Schulsaal der Großen warten mußten. Wenn dann der zweistimmige Gesang «Dort drunten in der Mühle saß ich in süßer Ruh» oder «Wer hat dich, du schöner Wald» einsetzte, mußte ich mich an der Wand halten, um nicht umzufallen. Die Wonne der zweistimmigen Musik lief mir über die Haut und durch den ganzen Körper. Auch als ich die ersten Male Blechmusik hörte, schwanden mir fast die Sinne. Den Ton der Violine aber empfand ich nicht als schön und gewöhnte mich erst nach und nach an ihn.

Auf der Dorfschule erlebte ich das Aufkommen des

Fahrrades. Mehrmals schon hatten wir gehört, wie die Fuhrleute sich gegen Menschen ereiferten, die auf hohen Rädern einharrten und die Pferde erschreckten. Eines Morgens aber, während wir in der Pause auf dem Schulhof spielten, wurde bekannt, daß im Wirtshaus an der Straße drüben ein «Geschwindläufer» eingekehrt sei. Die Schule und alles vergessend, rannten wir hin und bestaunten das hohe Rad, das draußen stand. Auch viele Erwachsene fanden sich ein und warteten mit uns, daß der Fahrer mit seinem Schöppele Wein fertig wäre. Endlich trat er heraus. Da lachte alles, daß ein erwachsener Mann kurze Hosen trug. Und schon saß er auf seinem Rad und fuhr auf und davon.

Neben den hohen Rädern kamen nachher, in der Mitte der achtziger Jahre, die halbhohen, die sogenannten Känguruhs, auf. Bald darauf erblickte man auch schon die ersten Niederräder. Die Fahrer aber, die sich zuerst zeigten, wurden verspottet, daß sie nicht den Mut hätten, auf hohen Rädern zu sitzen.

Im vorletzten Jahr auf dem Gymnasium kam ich selber in den schon lange heißersehten Besitz eines Rades. Die Mittel dazu hatte ich mir in anderthalb Jahren durch Mathematikstunden verdient, die ich zurückgebliebenen Schülern erteilte. Es war ein schon gebrauchtes Rad und kostete zweihundertunddreißig Mark. Damals galt es aber noch für unziemlich, daß Pfarrerssöhne Rad fuhren. Zum Glück setzte mein Vater sich über diese Vorurteile hinweg. An Stimmen, die das «hochmütige» Unternehmen seines Sohnes tadelten, hat es nicht gefehlt . . .

Die Jugend von heutzutage kann sich nicht mehr vorstellen, was das Aufkommen des Rades für uns bedeutete. Eine bisher ungeahnte Möglichkeit, in die Natur hinauszukommen, wurde uns aufgetan. Ich habe sie reichlich und mit Wonne ausgenützt . . .

Der unheimlichste Ort war mir das Studierzimmer meines Vaters. Nur wenn ich unbedingt mußte, setzte ich den Fuß

hinein. Der Büchergeruch, der darin herrschte, nahm mir den Atem. Und daß mein Vater immer am Tisch saß und studierte und schrieb, dünkte mir etwas furchtbar Unnatürliches. Ich verstand nicht, wie er das aushalten könne, und gelobte mir, nie so ein studierender und schreibender Mensch zu werden.

Etwas mehr Verständnis für das Sitzen und Schreiben meines Vaters bekam ich, als ich so weit war, daß ich den Reiz der von ihm im «Kirchenboten» und in Kalendern erscheinenden Dorfgeschichten empfand. Sein literarisches Vorbild war Jeremias Gotthelf, der als Schriftsteller bekannte schweizerische Pfarrer. Nur war er rück-sichtsvoller als dieser. Er vermied es, die Leute, die ihm zu den Personen der Geschichten Modell gesessen hatten, so deutlich zu zeichnen, daß sie erkennbar waren.

Einmal im Jahr mußte ich aber mit der Studierstube Bekanntschaft machen. Das war zwischen Weihnachten und Neujahr. Da kam der Tag, an welchem es nach dem Morgenessen aus dem Munde des Vaters hieß: «Heute aber werden die Briefe geschrieben! Die Weihnachtsgeschenke nehmt ihr an. Aber wenn's dann heißt, an die Dankbriefe gehen, da seid ihr zu faul. Darum dran! Und ich will keine verdrossenen Gesichter sehen!»

Oh, diese Stunden, während deren ich mit meinen Schwestern im Studierzimmer saß, die Bücherluft einatmete, die Feder meines Vaters auf dem Papier kratzen hörte, im Geiste bei den Kameraden war, die auf ihren Schlitten den Weg hinter der Kirche heruntersausten . . . und an Onkel, Tanten, Taufpaten und andere Geber von Weihnachtsgeschenken Briefe schreiben sollte! Und was für Briefe! So etwas Schweres für die Feder ist mir in meinem Leben überhaupt nicht mehr vorgekommen. Alle Briefe hatten naturgemäß drei Teile und denselben Inhalt: 1. Dank für das von dem Betreffenden gespendete Weihnachtsgeschenk nebst Versicherung, daß es von allen Geschenken mir am meisten Freude gemacht habe. 2. Aufzählung der sämtlichen Geschenke. 3. Neujahrs-

wünsche. Bei gleichem Inhalte sollte doch jeder Brief von dem andern verschieden sein! Und in jedem türmte sich die furchtbare Schwierigkeit auf, einen guten Übergang von den erhaltenen Weihnachtsgeschenken zu den Neujahrswünschen zu finden. Von der Not, zu guter Letzt jedesmal das gerade passende Schlußkompliment anzubringen, will ich gar nicht reden!

Jeder Brief sollte zuerst ins unreine geschrieben und dem Vater vorgelegt werden. Dann hieß es ihn verbessern oder neu bearbeiten und zuletzt auf einen schönen Briefbogen ohne Fehler und ohne Tintenklecks abzuschreiben.

Oft ging's zum Mittagessen, und ich hatte noch nicht einmal eines von den sechs oder sieben erforderlichen Schreiben entworfen! Jahrelang habe ich die Mahlzeiten zwischen Weihnachten und Neujahr mit meinen Tränen gesalzen. Einmal fing ich gleich nach der Bescherung am Christfest, im Hinblick auf die dadurch unvermeidlich gewordenen Briefe, zu weinen an! Meine Schwester Luise brachte es fertig, jeden Brief anders zu schreiben und immer neue Übergänge von den Weihnachtsgeschenken zu den Neujahrswünschen zu finden. Nie wieder hat mir jemand durch schriftstellerische Gewandtheit so imponiert wie sie.

Der Ekel vor Studierstuben und Briefschreiben, den ich mir mit diesen Dank- und Neujahrsbriefen in der Kindheit geholt habe, hat jahrelang angehalten. Unterdessen bin ich durch die Lebensumstände dahin geführt worden, eine außerordentlich umfangreiche Korrespondenz unterhalten zu müssen. Aber Briefe, in denen man in schöner Weise am Schluß in Neujahrswünsche hineingerät, habe ich noch nicht schreiben gelernt. Darum, wo ich als Onkel oder Taufpate Weihnachtsgeschenke zu stiften habe, verbiere ich immer, daß die Empfänger mir Dankesbriefe zukommen lassen. Sie sollen ihre Suppe zwischen Weihnachten und Neujahr nicht mit Tränen salzen, wie ich es tat.

Noch heute fühle ich mich in dem Studierzimmer meines Vaters nicht wohl.

Die Woche nach Weihnachten war die einzige, in der unser Vater streng zu uns war. Im übrigen ließ er uns so viel Freiheit, als Kinder sie ertragen können. Wir wußten seine Güte zu schätzen und waren ihm tief dankbar dafür. In den Sommerferien ging er zwei- oder dreimal in der Woche mit uns auf einen ganzen Tag in die Berge. So wuchsen wir auf wie die Heckenrosen.

Im dritten Schuljahr kam ich in die «große Schule» zum Vater Iltis. Er war ein sehr tüchtiger Lehrer. Ohne mich sehr anzustrengen, habe ich viel bei ihm gelernt.

Zeitlebens bin ich darum froh gewesen, in der Dorfschule begonnen zu haben. Es war gut für mich, daß ich mich im Lernen mit den Dorfknaben messen und dabei feststellen mußte, daß sie mindestens so viel im Kopf hatten als ich. Der Dünkel, den so viele Knaben haben, die gleich auf das Gymnasium kommen und dort miteinander meinen, die Kinder der Gebildeten hätten von sich aus mehr los als die Buben, die in geflickten Hosen und Holzschuhen gehen, ist mir immer ferngeblieben. Noch heute, wenn ich meinen ehemaligen Schulkameraden im Dorf oder auf dem Feld begegne, ist mir alsbald gegenwärtig, in was ich nicht an sie heranreichte. Der konnte besser Kopfrechnen; der machte weniger Fehler im Diktat; der wußte immer alle Geschichtszahlen; der war der Erste in Geographie; der, ich meine dich, Fritz Schöppeler, schrieb fast noch schöner als der Schulmeister. Noch heute sind sie für mich das, worin sie mir damals überlegen waren.

Mit neun Jahren kam ich auf die Realschule in Münster und hatte nun morgens und abends einen Weg von drei Kilometern am Berg entlang zurückzulegen. Meine Wonne war, ihn allein ohne die Kameraden, die ihn auch zu machen hatten, zu gehen und meinen Gedanken nachzuhängen. Wie habe ich in jenen Jahren auf meinen Wanderungen Herbst, Winter, Frühjahr und Sommer erlebt!

Als im Jahre 1885 in den Ferien beschlossen wurde, daß ich nach Mülhausen im Oberelsaß auf das Gymnasium käme, weinte ich stundenlang heimlich für mich. Es war mir, als risse man mich von der Natur los.

Der Begeisterung über die schöne Natur, wie ich sie auf meinen Wanderungen nach Münster erlebte, versuchte ich in Gedichten Luft zu machen. Aber über die zwei oder drei ersten Reime kam ich nie hinaus. Einige Male unternahm ich auch, den Berg mit der alten Burg, der der Straße gegenüberlag, abzuzeichnen. Aber auch dies mißriet. Von da an ergab ich mich darein, das Schöne rein beschaulich zu genießen, ohne es zu Kunst zu verarbeiten. Bis auf den heutigen Tag habe ich nichts mehr abzubilden und nichts mehr in Verse zu bringen versucht. Nur im Improvisieren von Musik verhielt und verhalte ich mich schöpferisch.

Den Religionsunterricht auf der Realschule in Münster erteilte Pfarrer Schäffer, eine bedeutende religiöse Persönlichkeit und ein in seiner Art hervorragender Redner. Er konnte die biblischen Geschichten hinreißend erzählen. Noch erinnere ich mich, wie er auf dem Pulte weinte und wir in den Bänken schluchzten, als Joseph sich seinen Brüdern zu erkennen gab. Mir legte er den Übernamen Isaak, das heißt der Lacher, bei. Ich hatte nämlich die Schwäche, daß ich leicht zum Lachen zu bringen war, was die Schulkameraden in den Unterrichtsstunden mit Grausamkeit betrieben. Wie oft stand im Klassenbuch: «Schweitzer lacht.» Dabei hatte ich gar keinen heiteren Charakter, sondern war schüchtern und verschlossen.

Das verschlossene Wesen hatte ich von meiner Mutter geerbt. Es war uns nicht gegeben, die Liebe, die wir füreinander hatten, in Worten auszudrücken. Ich kann die Stunden zählen, in denen wir uns wirklich miteinander ausgesprochen haben. Aber wir verstanden uns, ohne zu sprechen.

Von der Mutter her hatte ich auch eine tiefe Leidenschaftlichkeit, die sie ihrerseits wieder von ihrem Vater hatte, der sehr gut und zugleich jähzornig war. Zum

Bewußtsein kam mir meine Leidenschaftlichkeit beim Spielen. Ich nahm jedes Spiel furchtbar ernst und erzürnte mich, wenn andere nicht ebenfalls mit ganzer Hingebung spielten. Mit neun oder zehn Jahren schlug ich einst meine Schwester Adele, weil sie in einem Spiele eine lässige Gegnerin war und mir durch ihre Gleichgültigkeit einen leichten Sieg zukommen ließ. Von jener Zeit an bekam ich Angst vor meiner Spielleidenschaft und gab nach und nach alles Spielen auf. Eine Karte habe ich nie anzurühren gewagt.

Auch auf das Rauchen verzichtete ich als Student, am 1. Januar 1899, für immer, weil es mir zur Leidenschaft geworden war.

Sehr schwer habe ich gegen Jähzorn anzukämpfen gehabt. Von meiner Kindheit her stehen viele Erinnerungen vor mir, die mich demütigen und in diesem Kampfe wachsam erhalten.

Mein Großvater Schillinger, den ich selber nicht mehr gekannt habe, war ein Eiferer für Aufklärung gewesen. Er hatte noch ganz den Geist des 18. Jahrhunderts an sich. Nach der Kirche teilte er den Leuten, die ihn auf der Straße erwarteten, die politischen Nachrichten mit und machte sie auch mit den neuesten Entdeckungen des Menschengeistes bekannt. War etwas am Himmel zu sehen, so stellte er abends vor seinem Hause das Fernrohr auf und ließ jedermann hineinschauen.

Da der katholische Pfarrer auch noch von dem Geiste des 18. Jahrhunderts und von seiner Weitherzigkeit beherrscht war, lebten die beiden Geistlichen in den nachbarlichen Pfarrhäusern in brüderlicher Eintracht zusammen. Hatte der eine mehr Besuch, als er logieren konnte, so brachte er ihn im anderen Pfarrhaus unter. Ging einer auf Reisen, so kam es vor, daß der andere auch die Kranken der andern Konfession besuchte, damit sie nicht ohne geistigen Zuspruch blieben. Wenn am Ostermorgen der katholische Pfarrer aus der Messe kam und zum Oster-schmaus eilte, öffnete mein Großvater das Fenster und rief

ihm seinen Glückwunsch zum Ende der Fastenzeit zu . . .

Als ich noch so klein war, daß ich kaum verstand, was man mir sagte, erklärte mir meine Mutter, daß ich den Namen Albert zum Andenken an ihren verstorbenen Bruder führe. Dieser Bruder – es war eigentlich ein Halbbruder aus der ersten Ehe meines Großvaters – war Pfarrer an der Kirche St. Nicolai in Straßburg gewesen. Im Jahre siebenzig, nach der Schlacht von Weißenburg, war er nach Paris geschickt worden, um Medikamente im Hinblick auf die erwartete Belagerung Straßburgs zu holen. Dort, statt ihm die von den Ärzten Straßburgs flehentlich verlangten Medikamente zur Verfügung zu stellen, schickte man ihn von Büro zu Büro. Als er sich endlich mit einem kleinen Teil des Verlangten auf den Rückweg machen konnte, war die Festung bereits vollständig eingeschlossen. General von Werder, der die deutsche Belagerungsarmee kommandierte, ließ die Medikamente nach Straßburg gelangen, behielt aber meinen Onkel als Gefangenen zurück. So mußte er die Belagerung unter den Belagerern mitmachen und wurde von dem Gedanken gequält, seine Gemeinde könne meinen, er habe sie freiwillig in den schweren Zeiten im Stich gelassen. Die Folgen der Aufregungen jener Monate hat er – er war herzleidend – nicht überwunden. Im Sommer des Jahres 1872 brach er im Kreise seiner Freunde zu Straßburg tot zusammen.

Der Gedanke, die Existenz eines Menschen, der meiner Mutter so lieb gewesen war, fortzusetzen, beschäftigte mich sehr, besonders da mir von seiner Güte so viel erzählt wurde. Als nach der Belagerung von Straßburg die Milch eine Zeitlang sehr knapp war, brachte er jeden Morgen seine Milch einer alten, armen Frau. Nach seinem Tode erzählte diese meiner Mutter, auf welche Weise sie damals jeden Morgen ihre Milch gehabt hatte.

Solange ich zurückblicken kann, habe ich unter dem vielen Elend, das ich in der Welt sah, gelitten. Unbefangene,

jugendliche Lebensfreude habe ich eigentlich nie gekannt und glaube, daß es vielen Kindern ebenso ergeht, wenn sie auch äußerlich ganz froh und ganz sorglos scheinen.

Insbesondere litt ich darunter, daß die armen Tiere so viel Schmerz und Not auszustehen haben. Der Anblick eines alten hinkenden Pferdes, das ein Mann hinter sich herzerzte, während ein anderer mit einem Stecken auf es einschlug – es wurde nach Kolmar ins Schlachthaus getrieben –, hat mich wochenlang verfolgt.

Ganz unfaßbar erschien mir – dies war schon, ehe ich in die Schule ging –, daß ich in meinem Abendgebete nur für Menschen beten sollte. Darum, wenn meine Mutter mit mir gebetet und mir den Gutenachtkuß gegeben hatte, betete ich heimlich noch ein von mir selbst verfaßtes Zusatzgebet für alle lebendigen Wesen. Es lautete: «Lieber Gott. Schütze und segne alles, was Odem hat, bewahre es vor allem Übel und laß es ruhig schlafen!»

Einen tiefen Eindruck machte mir ein Erlebnis aus meinem siebenten oder achten Jahre. Heinrich Bräsch und ich hatten uns Schleudern aus Gummischnüren gemacht, mit denen man kleine Steine schleuderte. Es war im Frühjahr, in der Passionszeit. An einem Sonntagmorgen sagte er zu mir: «Komm, jetzt gehen wir in den Rebberg und schießen Vögel.» Dieser Vorschlag war mir schrecklich, aber ich wagte nicht zu widersprechen, aus Angst, er könnte mich auslachen. So kamen wir in die Nähe eines kahlen Baumes, auf dem die Vögel, ohne sich vor uns zu fürchten, lieblich in den Morgen hinaussangen. Sich wie ein jagernder Indianer duckend, legte mein Begleiter einen Kiesel in das Leder seiner Schleuder und spannte dieselbe. Seinem gebieterischen Blick gehorchend, tat ich unter furchtbaren Gewissensbissen dasselbe, mir fest gelobend, danebenzuschießen. In demselben Augenblicke fingen die Kirchenglocken an, in den Sonnenschein und in den Gesang der Vögel hineinzuläuten. Es war das «Zeichen-Läuten», das dem Hauptläuten eine halbe Stunde voranging. Für mich war es eine Stimme aus dem Himmel. Ich tat die

Schleuder weg, scheuchte die Vögel auf, daß sie wegflogen und vor der Schleuder meines Begleiters sicher waren, und floh nach Hause. Und immer wieder, wenn die Glocken der Passionszeit in Sonnenschein und kahle Bäume hinausklagen, denke ich ergriffen und dankbar daran, wie sie mir damals das Gebot: «Du sollst nicht töten» ins Herz geläutet haben.

Von jenem Tage an habe ich gewagt, mich von der Menschenfurcht zu befreien. Wo meine innerste Überzeugung mit im Spiele war, gab ich jetzt auf die Meinung anderer weniger als vorher. Die Scheu vor dem Ausgelachtwerden durch die Kameraden suchte ich zu verlernen.

Die Art, wie das Gebot, daß wir nicht töten und quälen sollen, an mir arbeitete, ist das große Erlebnis meiner Kindheit und Jugend. Neben ihm verblassen alle anderen.

Als ich noch nicht in die Schule ging, hatten wir einen gelben Hund namens Phylax. Wie manche Hunde konnte er keine Uniformen leiden und ging immer auf den Briefträger los. Also wurde ich angestellt, zur Stunde des Briefträgers Phylax, der bissig war und sich schon an einem Gendarmen vergangen hatte, in Zaum zu halten. Mit einer Gerte trieb ich ihn in einen Winkel des Hofes und ließ ihn nicht heraus, bis der Briefträger wieder fort war. Welch stolzes Gefühl, als Tierbändiger vor dem bellenden und zähnefletschenden Hund zu stehen und ihn mit Schlägen zu meistern, wenn er aus dem Winkel ausbrechen wollte! Aber das stolze Gefühl hielt nicht an. Wenn wir nachher wieder als Freunde beieinander saßen, klagte ich mich an, daß ich ihn geschlagen hatte. Ich wußte, daß ich ihn vom Briefträger auch abhalten könnte, wenn ich ihn beim Halsband faßte und streichelte. Wenn die fatale Stunde aber wieder kam, erlag ich wiederum dem Rausch, Tierbändiger zu sein . . .

In den Ferien durfte ich beim Nachbar Fuhrmann sein. Sein Brauner war schon etwas alt und engbrüstig. Er sollte

nicht viel traben. In der Fuhrmannsleidenschaft ließ ich mich aber immer wieder hinreißen, ihn mit der Peitsche zum Traben anzutreiben, auch wenn ich wußte und fühlte, daß er müde war. Der Stolz, ein trabendes Pferd zu leiten, betörte mich. Der Mann ließ es zu, «um mir die Freude nicht zu verderben». Aber was wurde aus der Freude, wenn wir nach Hause kamen und ich beim Ausschirren bemerkte, was ich auf dem Wagen nicht so gesehen hatte, wie die Flanken des Tieres arbeiteten! Was nützte es, daß ich ihm in die müden Augen schaute und es stumm um Verzeihung bat? . . .

Einmal, ich war damals schon auf dem Gymnasium und in den Weihnachtsferien zu Hause, kutscherte ich im Schlitten. Aus dem Hause des Nachbarn Löscher heraus sprang kläffend sein als böse bekannter Hund dem Pferde entgegen. Ich glaubte im Recht zu sein, ihm einen gutgezielten Peitschenschlag zu versetzen, obwohl er sichtlich nur aus Mutwillen auf den Schlitten zukam. Zu gut hatte ich gezielt. Ins Auge getroffen, wälzte er sich heulend im Schnee. Seine klagende Stimme klang mir noch lange nach. Durch Wochen hindurch konnte ich sie nicht loswerden.

Zweimal habe ich mit andern Knaben mit der Angel gefischt. Dann verbot mir das Grauen vor der Mißhandlung der aufgespießten Würmer und vor dem Zerreißen der Mäuler der gefangenen Fische, weiter mitzumachen. Ja, ich fand sogar den Mut, andere vom Fischen abzuhalten.

Aus solchen mir das Herz bewegenden und mich oft beschämenden Erlebnissen entstand in mir langsam die unerschütterliche Überzeugung, daß wir Tod und Leid über ein anderes Wesen nur bringen dürfen, wenn eine unentrinnbare Notwendigkeit dafür vorliegt, und daß wir alle das Grausige empfinden müssen, das darin liegt, daß wir aus Gedankenlosigkeit leiden machen und töten. Immer stärker hat mich diese Überzeugung beherrscht. Immer mehr wurde mir gewiß, daß wir im Grunde alle so

denken und es nur nicht zu bekennen und zu bestätigen wagen, weil wir fürchten, von den andern als «sentimental» belächelt zu werden, und auch weil wir uns abstumpfen lassen. Ich aber gelobte mir, mich niemals abstumpfen zu lassen und den Vorwurf der Sentimentalität niemals zu fürchten.

## Mülhausen

In Mülhausen lebte ich beim Onkel Louis und der Tante Sophie, einem kinderlosen alten Ehepaar. Onkel Louis war ein Halbbruder meines Großvaters väterlicherseits und mein Taufpate. In dieser Eigenschaft hatte er sich erboten, mich umsonst für die ganze Gymnasialzeit in seinem Hause zu haben. So ermöglichte er es meinem Vater, mich auf das Gymnasium zu tun. Anders hätte dieser nicht die Mittel dazu gehabt. Was mir Onkel Louis und Tante Sophie, indem sie mich aufnahmen, für eine Wohltat antaten, ermaß ich erst später. Anfangs empfand ich nur die Strenge der Zucht, in die ich kam.

Mein Onkel war Direktor der Elementarschulen von Mülhausen und bewohnte eine etwas düstere Dienstwohnung in der Zentralschule bei der Mariahilfikirche . . . Das Leben in dem Hause des Großonkels verlief bis ins kleinste geregelt. Nach dem Mittagessen mußte ich Klavier üben, bis es Zeit war, wieder in die Schule zu gehen. Waren abends die Schulaufgaben gemacht, so mußte ich wieder ans Klavier. «Du weißt nicht, wozu dir die Musik einst im Leben gut sein wird», pflegte die Tante zu sagen, wenn sie mich ans Klavier jagen mußte. Freilich konnte sie nicht ahnen, daß die Musik mir einst mit dazu helfen würde, die Mittel zur Gründung eines Spitals im Urwald zusammenzubringen. Nur die Sonntagnachmittage waren eigentlich der Erholung gewidmet. An diesen machten wir einen Spaziergang. Nachher durfte ich bis zehn Uhr abends meine Lesewut befriedigen.

Mein Lesewut war grenzenlos. Sie geht mir heute noch nach. Ich bin nicht imstande, ein angefangenes Buch aus der Hand zu legen. Eher lese ich die ganze Nacht hindurch. Zum mindesten muß ich es bis zu Ende durchflogen haben. Gefällt es mir, so lese ich es dann gleich zwei oder drei Male hintereinander.

Meiner Tante war dieses «Verschlingen der Bücher», wie sie es nannte, ein Greuel. Sie selber hatte auch die Leseleidenschaft, aber auf eine andere Art. Als ehemalige Lehrerin las sie, wie sie sagte, «um den Stil zu genießen, der die Hauptsache ist». Drei Stunden jeden Abend hatte sie über dem Stricken oder dem Häkeln ein Buch vor, eine Stunde vor dem Abendessen, zwei danach. War der Stil gar zu schön, so verlangsamte sich die Bewegung der Nadeln wie der Gang der Pferde, wenn der Kutscher nicht auf sie achtet. Manchmal entfuhr es ihr: «Oh, dieser Daudet! Oh, dieser Theuriet! Welch ein Stil! Oh, wie kann dieser Victor Hugo beschreiben!»

Bei der Lektüre von Julius Stindes «Familie Buchholz» liefen ihr vor Lachen die Tränen die Backen herunter. Aber sie blieb darum keine Viertelstunde länger über dem Buche sitzen. Um halb elf Uhr legte sie das Lesezeichen hinein und klappte es zu . . . So saßen wir mit unsern verschiedenartigen Leseleidenschaften an demselben Tisch und waren uns gegenseitig ein Rätsel . . .

Besonders unsympathisch war ihr, daß ich mich von früh an auf die Zeitungen warf. Ich hatte dafür nur eine Viertelstunde zur Verfügung, nämlich die Zeit, wo der Tisch zum Abendessen gedeckt wurde und ich deshalb die Arbeit an meinen Schulaufgaben unterbrechen mußte. Da griff ich nach der «Straßburger Post», dem «Mülhauser Tagblatt» und der «Neuen Mülhauser Zeitung». Mit der Begründung, daß ich doch nur die Feuilletonromane und die Mordtaten läse, wollte die Tante es unternehmen, mir das Zeitunglesen zu verbieten. Ich aber beteuerte, daß ich mich besonders für die Politik, also für die zeitgenössische Geschichte interessierte. Die Frage – ich mochte etwa elf

Jahre alt sein – kam vor den Onkel. «Das wollen wir gleich sehen», sagte er beim Abendessen, «ob der Bub wirklich Politik liest.» Nun fing er an, mich zu examinieren, welche Fürsten auf den Balkantrone saßen und wie ihre Ministerpräsidenten hießen. Dann mußte ich ihm die Zusammensetzung der drei letzten französischen Ministerien angeben. Zuletzt sollte ich ihm den Inhalt der letzten Reichstagsrede Eugen Richters vortragen. Dieses Examen bei gebratenen Kartoffeln und Salat bestand ich glänzend. Daraufhin wurde der Spruch gefällt, daß ich nicht nur während des Tischdeckens, sondern auch noch nach dem Fertigstellen der Aufgaben in den Zeitungen lesen dürfe, was ich natürlich auch benützte, um mich an den Feuilletonromanen zu erlaben. Aber die Politik war mir wirklich die Hauptsache. Von da an begann der Onkel, mich als Erwachsenen zu behandeln und über dem Essen mit mir von Politik zu reden . . .

Ein guter Schüler war ich anfänglich auch in Mülhausen nicht. Ich war noch zu sehr verträumt. Meine schlechten Zeugnisse bereiteten meinen Eltern viel Kummer, ohne daß ich die Energie fand, mich zu besseren Leistungen aufzuraffen. Die Freistelle, die ich als Pfarrerssohn hatte, sollte mir genommen werden. Mein Vater wurde zum Direktor geladen, der ihm sogar andeutete, daß es vielleicht am besten wäre, wenn er mich vom Gymnasium nähme. Und ich in meiner Verträumtheit gab mir keine Rechenschaft von der Sorge, die ich ihm bereitete! Nur wunderte ich mich, daß er mich eigentlich nicht schalt. Er war zu gut und zu traurig zum Schelten.

Da erschien mir ein Retter in der Gestalt eines neuen Klassenlehrers. Er hieß Dr. Wehmann. Soviel wurde mir in meiner Verträumtheit gleich in den ersten Tagen klar: Dieser Lehrer hatte jede Stunde sorgfältig vorbereitet. Er wußte genau, wieviel er darin durchnehmen wollte, und wurde immer gerade damit fertig. Und die Hefte mit den Reinarbeiten gab er immer pünktlich auf den fälligen Tag

und zur fälligen Stunde zurück. Diese miterlebte Selbstdisziplin wirkte auf mich. Ich hätte mich geschämt, diesem Lehrer zu mißfallen. Er wurde mein Vorbild. Nach drei Monaten, beim Osterzeugnis in Quarta, gehörte ich schon zu den besseren Schülern, während das Weihnachtszeugnis noch so schlecht gewesen war, daß meine Mutter die ganzen Weihnachtsferien mit verweinten Augen herumgegangen war. Als Herr Wehmann später von Mülhausen nach Thann und nach Saargemünd und Straßburg kam, suchte ich ihn noch immer auf. Er wußte, wieviel ich ihm verdankte. Bei meiner Rückkehr aus Afrika am Ende des Krieges galt einer meiner ersten Gänge ihm. Ich traf ihn nicht mehr an. Durch das Hungern nervenkrank geworden, hatte er, wie man mir erzählte, sich das Leben genommen. Daß tiefes und bis ins kleinste gehendes Pflichtbewußtsein die große erzieherische Kraft ist und vollbringt, was keine Reden und keine Strafen ausrichten können, ist mir durch ihn eine Lehre geworden, die ich in meinem Wirken als Erzieher zu betätigen suchte.

Auch meinem Musiklehrer in Mülhausen habe ich anfangs wenig Freude gemacht. Es war der eben von der Berliner Hochschule für Musik gekommene Organist der reformierten Stephanskirche, Eugen Münch. «Albert Schweitzer ist meine Qual», pflegte er zu sagen. Dies kam einerseits daher, daß ich in den mir von der Tante auferlegten Übungsstunden vom Blatt spielte und improvisierte, statt die aufgegebenen Stücke zu studieren, andererseits aber auch daher, daß ich mich scheute, vor meinem Lehrer mit Empfindung zu spielen. Ich brachte es nicht über mich, ihm preiszugeben, was ich in einem schönen Musikstück erlebte. Vielen Musikschülern geht es wohl ebenso. So erzürnte ich ihn mit meinem «hölzerne[n] Spiel». Als ich ihm in solcher Befangenheit wieder eine noch dazu schlecht geübte Sonate von Mozart heruntergeleiert hatte, schlug er mißmutig das kurze Lied ohne Worte in E-Dur von Mendelssohn-Bartholdy vor mir auf. «Eigentlich bist du nicht wert, daß man dir schöne

Musik zu spielen gibt. So wirst du mir auch dieses Lied ohne Worte versudeln. Wenn einer halt kein Gefühl hat, so kann ich ihm auch keines geben.» – ‚Oho‘, dachte ich bei mir selber, ‚dir will ich doch zeigen, daß ich Gefühl habe.‘ Die ganze Woche übte ich eifrig an dem Stück, das ich schon so oft vom Blatt gespielt hatte. Ich probierte sogar, wozu man mich bisher nie gebracht hatte, die besten Fingersätze aus und schrieb sie auf. In der nächsten Stunde, als ich die Fingerübungen und die Etüde glücklich hinter mir hatte, gab ich mir einen Ruck und spielte das Lied ohne Worte so, wie ich’s im Herzen spürte. Mein Lehrer sagte nicht viel, sondern schlug mir nur fest auf die Schulter und spielte mir selber ein neues Lied ohne Worte vor. Dann bekam ich ein Stück von Beethoven auf. Nach einigen Stunden wurde ich würdig befunden, mit Bach anfangen zu dürfen. Und wieder einige Stunden später wurde mir eröffnet, nach meiner Konfirmation dürfte ich auf der großen schönen Orgel der Stephanskirche Orgelunterricht nehmen. Damit ging ein im stillen gehegter Traum in Erfüllung. Denn meine Sehnsucht war von jeher auf die Orgel gerichtet. Sie lag mir im Blute. Mein Großvater mütterlicherseits, Pfarrer Schillinger aus Mühlbach, hatte sich viel mit der Orgel und Orgelbau beschäftigt. Kam er in eine fremde Stadt, so besah er zuerst die Orgeln. Als die berühmte Orgel in der Stiftskirche zu Luzern gebaut wurde, reiste er dorthin und war ganze Tage lang auf der Empore, um den Bau zu verfolgen und das Meisterwerk des Orgelbauers Haas zu probieren. Er soll sehr schön improvisiert haben. Auch mein Vater besaß diese Gabe. Stundenlang habe ich ihm als Kind zugehört, wenn er abends in der Dämmerung auf dem alten Tafelklavier, das vom Großvater Schillinger stammte, phantasierte. Bachsche Musik hat er aber nie gemocht.

Durch die Freundlichkeit des Vaters Iltis und weil er einen Ersatzmann gut brauchen konnte, war ich schon als Knabe auf die Orgel der Günsbacher Kirche gekommen. Bereits mit neun Jahren vertrat ich ihn im Gottesdienst.

Nun aber, mit fünfzehn Jahren, durfte ich das kunstgerechte Pedalspiel auf einer Orgel von drei Klavieren und zweiundsechzig Registern bei einem großen Orgelmeister, denn ein solcher war Eugen Münch, erlernen! Fast konnte ich mein Glück nicht fassen. Mit sechzehn Jahren durfte ich dann Eugen Münch in den Gottesdiensten vertreten. Bald darauf saß ich zum erstenmal in einem Konzert vor der Orgel. Mein Lehrer vertraute mir die Orgelbegleitung des Brahms'schen Requiems an, das er mit dem Chor der Kirche auführte. Damals kannte ich zum ersten Male die Wonne, die ich seither so oft durchgekostet habe, die Orgel in den Klang von Orchester und Chor hineinfluten zu lassen . . .

Für den Konfirmandenunterricht wurde ich zum alten Pfarrer Wennagel getan. Ich hatte große Ehrfurcht vor ihm. Aber auch ihm gegenüber verschloß ich mich. Ich war ein fleißiger Konfirmandenschüler. Nie jedoch hat der gute Pfarrer geahnt, was mein Herz bewegte. Und auf so vieles, was mein Gemüt beschäftigte, gab mir sein an sich gediegener Unterricht keine Antwort. Wie manche Frage hätte ich ihm gerne gestellt! Aber man durfte es nicht.

In einem Punkte, dies fühlte ich klar, dachte ich anders als er, bei aller Verehrung, die ich ihm entgegenbrachte. Er wollte uns begreiflich machen, daß vor dem Glauben alles Nachdenken verstummen müsse. Ich aber war überzeugt, und ich bin es noch, daß die Wahrheit der Grundgedanken des Christentums sich gerade im Nachdenken zu bewähren habe. Das Denken, sagte ich mir, ist uns gegeben, daß wir darin alle, auch die erhabensten Gedanken der Religion begreifen. Diese Gewißheit erfüllte mich mit Freude.

In den letzten Wochen des Unterrichts behielt Pfarrer Wennagel nach jeder Stunde einige von uns zurück, um mit jedem unter vier Augen über die Konfirmation zu reden. Als die Reihe an mich kam und er in liebevollem Fragen von mir erfahren wollte, mit welchen Gedanken und Entschlüssen ich der heiligen Stunde entgegenginge,

hing ich an, zu stottern und ausweichend zu antworten. Es war mir unmöglich, so gern ich ihn hatte, ihn in mein Herz blicken zu lassen. Die Unterhaltung nahm ein trauriges Ende. Ich wurde kühl entlassen. Bekümmert sagte Pfarrer Wennagel nachher zu meiner Tante, daß ich als ein Gleichgültiger zur Konfirmation gehe. In Wirklichkeit aber war ich in jenen Wochen von der Heiligkeit der Zeit so bewegt, daß ich mich fast krank fühlte. Die Konfirmation war ein großes Erlebnis für mich. Als unsere Schar am Palmsonntag aus der Sakristei in die Kirche trat, spielte Eugen Münch auf der Orgel «Hoch tut euch auf» aus dem Messias von Händel. Wunderbar stimmte dies zu den Gedanken in meinem Herzen.

Als Vikar von St. Nicolai in Straßburg habe ich an die zehn Jahre lang Knaben Konfirmandenunterricht erteilt. Wie oft habe ich da, wenn mir einer gleichgültig schien, an den lieben Pfarrer Wennagel und an mich denken müssen und mir dann immer gesagt, daß in einem Kinderherzen viel mehr vorgeht, als es ahnen läßt! Auch suchte ich in meinem Unterricht dafür Sorge zu tragen, daß die Knaben mit dem, was sie bewegte, an mich herankommen konnten. Zweimal im Monat war ein Teil der Stunde den Fragen gewidmet, die sie mir vorlegten.

Viel litt ich in den ersten Jahren in Mülhausen an Heimweh nach der Kirche zu Günsbach. Mir fehlten die Predigten meines Vaters und der mir von Kindheit her vertraute Gottesdienst. Die Predigten meines Vaters machten einen großen Eindruck auf mich, weil ich bemerkte, wie vieles von dem, was er auf der Kanzel sagte, mit seinem Erleben zusammenhing. Es ging mir auf, welche Anstrengung, ja welchen Kampf es für ihn bedeutete, den Leuten allsonntäglich sein Herz preiszugeben. Deutlich erinnere ich mich an Predigten, die ich von ihm gehört habe, während ich noch in die Dorfschule ging.

Am liebsten waren mir die Nachmittagsgottesdienste, von denen ich kaum je einen verfehlt habe, wenn ich in